

Unterhaltendes.

Der Diamantstein.

Erzählung von D. Elster.

2) (Nachdruck verboten.)

Liselotte seufzte und beugte sich tief über ihre Arbeit. Ja, sie verkümmerte bei dieser handwerksmäßigen Arbeit, das merkte sie selbst. Aber nicht in dem Sinne, wie ihre Mutter es meinte. Ihr künstlerisches Empfinden, ihr künstlerisches Können und Wirken verkümmerte; sie hätte etwas Großes, Bleibendes schaffen mögen, sie fühlte die Kraft dazu in sich und war verurteilt, für Photographen und Kunsthandlungen allerlei Tand zu malen und zu zeichnen. Und sie mußte noch dankbar sein, daß ihr Lehrer auf der Kunstgewerbeschule, die sie seit einigen Jahren als Freischülerin besuchte, ihr diese Arbeiten verschaffte! Sie brachten doch Geld ein und so vermochte Liselotte die kargen Einnahmen ihrer Mutter wesentlich zu erhöhen.

Die armelige Pension, welche Frau von Imhoff bezog, reichte kaum zur Wohnungsmiete und doch wohnte man schon vier Treppen hoch in einem Hinterhause. Die Zinsen des kleinen Vermögens, welches übrig geblieben war, gingen für die Erziehung der Kinder darauf — zum Leben wäre nichts übrig geblieben, wenn nicht Liselotte schon seit Jahren durch ihre Arbeiten verdient hätte.

„Dir scheint die Stellung bei Fräulein von Diamantstein nicht zu behagen,“ fuhr Frau von Imhoff in pikarischer Tone fort. „Aber bedenke, welche Erleichterung Du mir durch die Annahme der Stellung verschaffst — für Dich ist gesorgt — Du bist sogar in der Lage, Deine Geschwister zu unterstützen, die jetzt erst beginnen, Kosten zu verursachen. Freilich Curt hat eine Freistelle auf dem Cadettencorps, aber binnen einem Jahr verläßt er das Corps, um in die Armee einzutreten, Deine Schwester Käthe wird Ostern konfirmirt — Alles das kostet Geld . . .“

Liselotte erhob sich.

„Ich weiß es, Mama,“ entgegnete sie und ein müdes Lächeln huschte über ihr schönes Antlitz. „Ich bin auch bereit, die Stellung, welche mir Fräulein von Diamantstein anbietet, anzunehmen; nur meinte ich, daß wir diese Unterstützung von fünfhundert Mark nicht nötig hätten. Ich werde auch ohne diese auskommen.“

„Soll ich etwa das Geld zurückschicken und dadurch meine Cousine verletzen?“

„Ich glaube, es wäre besser, Du schicktest das Geld zurück — unsere Stellung Deiner Cousine gegenüber wäre eine würdigere und angenehmere.“

Frau von Imhoff lachte auf. „Nie, meine liebe Liselotte, daraus wird nichts!“

„So behalte Du das Geld zu Deinem eigenen Bedarf. Ich behelfe mich schon allein. Nimm es mir nicht übel, Mama, aber es widerstrebt mir, Almosen anzunehmen.“

„Du übertreibst wieder einmal,“ erwiderte Frau von Imhoff lächelnd. „Aber die Hauptsache ist, daß Du die Stellung

annimmst. Wer weiß, welche Gelegenheit sich Dir bietet, Dein Glück zu machen. Auf Schloß Diamantstein herrscht ein großer Verkehr und Du bist ein schönes Mädchen . . .“

„Mama, ich bitte Dich . . .“

„Na, es wäre doch nichts Ungewöhnliches, wenn sich ein Mann in meine hübsche Liselotte verliebte.“

Mit mütterlichem Stolz strich sie zärtlich über den dunklen, welligen Scheitel des jungen Mädchens.

„Halte nur den Kopf hoch, Liselotte,“ fuhr sie dann fort. „Du wirst Deinen Weg im Leben schon machen. — Und jetzt will ich an Cousine Leonore Polyxena schreiben.“

Sie nickte ihrer Tochter freundlich zu und verließ das kleine Zimmer, ganz erfüllt von dem Gedanken an das Glück ihrer Tochter.

Liselotte setzte sich wieder an ihren Arbeitstisch vor dem Fenster, aus dem man eine weite Aussicht über Höfe, unbebaute Flächen und Gärten, bis zu den hochragenden Wipfeln des fernen Grunewalds genoß. An der Grenze Charlottenburgs lag die Straße, in der Frau von Imhoff ihre bescheidene Wohnung innehatte. Der Lärm des nahen Berlin und des mit der Weltstadt innig verwachsenen Charlottenburg drang nicht bis zu den einsamen, stillen Straßen in dem äußersten Westen der beiden Schwesterstädte. Nur einzelne hohe Mietshäuser ragten aus den Straßen empor, dazwischen lagen wüste Baustellen, Holz- und Kohlenplätze und angefangene Bauten, die der Winter oder das mangelnde Baugeld des Unternehmers unterbrochen hatte. Jetzt sah die Gegend öde und trostlos aus; aber im Sommer sah man hier noch blühende Gärten, grüne Wiesen und Felder und der Westwind trug den erfrischenden Hauch des Grunewalds herüber. Wenn nicht die hohen Brandmauern der Mietshäuser, die wüsten Baustellen und die fast alle fünf Minuten vorbeibrausenden Züge der Stadtringbahn gewesen wären, hätte man meinen können, man wohne weit entfernt von der Weltstadt irgendwo auf dem Lande.

Liselotte liebte diesen Fensterplatz mit seiner weiten Aussicht in das flache Land. Hier war ihre Arbeitsstätte, an der sie durch das Werk ihrer fleißigen Hände fast den gesamten Lebensunterhalt für die Mutter und sich bestritt; hier war ihre Erholungsstätte am Abend, wenn die Sonne glührot hinter dem fernen Grunewald versank und goldene Reflexe über die in Dämmerungsschleier sich einhüllende Ebene warf. Hier träumte sie ihre Träume von Glück, Ehre und Ruhm, hier versenkte sie sich in die süßen Erinnerungen ihrer Kindheit, als ihr guter, frohgemüther edler, stolzer Vater noch gelebt, der seine kleine braunsodige Liselotte — diesen Rosenamen hatte er ihr gegeben — diesen auf den Knien geschaukelt, der so stolz auf sein heranwachsendes, schönes Töchterchen mit den großen, nachdenklichen, dunklen Augen gewesen war, bis er seine

lieben, treuen Augen zum letzten, ewigen Schlummer geschlossen.

Und jetzt sollte sie diesen Lieblingsplatz verlassen? Sollte ihre Zukunftspläne aufgeben, ihre künstlerischen Arbeiten, ihre Träume von Glück und Ehre und Ruhm? Sollte in das Haus reicher, fremder Verwandten treten, um ihr Glück nach dem Sinne der Welt, der Gesellschaft zu machen?

Das junge Mädchen seufzte tief auf. Sie war sich wohl bewußt, daß ihr keine Wahl blieb, als die Stellung anzunehmen, denn ihre Mutter sah ihre künstlerischen Pläne mit wenig günstigen Augen an und hielt die kunstgewerbliche Beschäftigung Liselottens für eine der Töchter des Leutnants von Imhoff unwürdige. Nur die Not hatte sie vermocht, ihre Zustimmung zu dieser Arbeit ihrer Tochter zu geben. Niemals aber würde sie es dieser verzeihen haben, wenn sie die Gelegenheit, in das Haus der hochadeligen Verwandten zu kommen, veräußert hätte.

Langsam erhob sich Liselotte und zog sich zum Ausgehen an. Ihrer Mutter sagte sie, daß sie einige Bilder bei dem Photographen abliefern und die ausstehenden Gelder einzuziehen wolle. Sie benutzte die nächste Pferdebahn, und bald war sie mitten im Gewühl der Weltstadt. Dort, wo auf dem Potsdamer Platz mehrere Straßen mündeten, und der Verkehr wie ein ununterbrochener Strom brausend und tosend vorüberflutet, verließ sie die Pferdebahn und schritt rasch die königgräzer Straße hinunter dem Kunstgewerbemuseum zu.

* * *

Professor Kottorf, der Lehrer an der ersten Malklasse an der Kunstgewerbeschule, arbeitete in seinem Atelier, zugleich die Arbeiten einiger Schüler überwachend. Er ging von einem Schüler zum anderen, warf einen prüfenden Blick auf ihre Arbeiten; indem er einige kritische Bemerkungen fallen ließ. Ein Mann von vielen Worten war der kleine kugelrunde Professor während seiner Unterrichtsstunden nicht; aber wer einmal in vertrauter Stunde Worte der tiefen Begeisterung für seine Kunst aus seinem Munde vernommen und in diese großen, nachdenkenden und doch so seltsam leuchtenden Augen gesehen, die sich gewöhnlich halb unter den dunklen Wimpern verbargen, der erkannte die echte, wahre Künstlerseele dieses äußerlich so unscheinbaren Mannes und verstand den Einfluß, den er auf die Kunstjünger und -Jüngerinnen ausüben mußte. Wenige Worte genüigten, um seinen Schülern den richtigen Weg zu weisen. Sein Beispiel wirkte überaus befruchtend und anregend. Sein künstlerischer Ernst, verbunden mit harmlosem Frohsinn und einem tief mitleidenden Herzen machten ihn zu dem Ideal aller Schüler und Schülerinnen.

„Nun ist's genug, meine Herren,“ rief er, als er alle Arbeiten besichtigt hatte. „Für heute wollen wir aufhören. Das Licht wird auch schon ungünstig. Auf Wiedersehen!“

(Fortf. folgt.)

Vermischtes.

— Weitere Schulerinnerungen eines alten Lehrers veröffentlicht Hr. G. Escher in Darmstadt in der „Frankf. Ztg.“. Sein Gewährsmann erzählt: „Ich war ein junger Lehrer von einigen 20 Jahren und in dem nahezu 300 Einwohner zählenden Dorfe Gr. B. angestellt. Wohl über 100 Maurer zogen damals, es war in den 70er Jahren, Montags mit dem Frühzug nach Frankfurt auf ihre Arbeitsstelle, um Samstag abends wieder in ihr Heim zurückzukehren. Von einem dieser Maurer war mir sein schulpflichtiger Sprößling zur Ausbildung anvertraut. Meinen Unterrichts- und Erziehungsversuchen brachte besagter Junge aber so wenig Interesse entgegen, daß ich ihn öfters zur Strafe nachsitzen lassen mußte. Eines Tages sollte dies jedoch nicht so glatt abgehen. Ohne vorherige Anmeldung wird plötzlich die Türe aufgerissen und ein selten großes und starkes Weib tritt geräuschvoll und unter Zanken, von mir gar keine Notiz nehmend, ins Schulzimmer ein und schreit mit überschnapper Stimme: „Schorsch, glei kimmste mit!“ Im Nu ist sie bis zur Bank vorgegedrungen, wo ihr „Schorsch“ saß, faßt ihn am Arm und will ihn mitnehmen. Seine gewaltsame Entführung zu hindern, ergreife ich ihn am andern Arm und rufe: „Ihr Bub bleibt hier!“ Ehe ich mich aber versehe, packt das wütende Weib mich am Hals und holt zum Schlage aus. Nun war ich natürlich gezwungen, ebenfalls zur Offensive überzugehen, und schneller, als ich das hier erzählen kann, halten wir uns fest umschlungen, und es entsteht eine Kauferei mit Knüffen und Pässen und Faustschlägen nach allen Regeln der Kunst. Bald liege ich oben, bald unten doch mehr oben als unten. Denn bei dieser Balgerei kam mir meine turnerische Gewandtheit, ich war auf dem Seminar Borturner, sehr zu statien. Meine Absicht, den Kampfplatz mehr in die Nähe der noch offenen Tür zu verlegen, glückte nach verschiedenen gemeinsamen Umwälzungen. Es gelingt mir nach vieler Mühe und Aufbietung aller Kraft, mich endlich von meiner Angreiferin, die nebenbei bemerkt über Nieselnkäste verfügte, wie ich sie niemals bei einem gonus semininum vermutet hätte, loszuschälen und vom Boden zu erheben. Während sie nun gleichfalls sich aufrichten will, gebe ich ihr behende einen wuchtigen Stoß, welcher sie zur Tür hinausbefördert. Rasch schließe ich innen ab und harre leuchtend auf einen etwaigen neuen Angriff. Aber alles bleibt ruhig und still; das böse Weib war abgezogen. Selbstverständlich machte ich von diesem Vorfall meiner vorgesetzten Behörde Anzeige, was zur Folge hatte, daß die Frau einige Wochen später auf der Anklagebank erscheinen mußte. Das damals zuständige Bezirksstrafgericht verurteilte sie wegen Hausfriedensbruch zu 30 Mk. Geldstrafe eventuell 20 Tagen Haft, wobei es ihre hochgradige Erregtheit als strafmildernd in Anrechnung brachte, immerhin eine sehr milde Justiz. Drei Tage nach diesem brutalen Ueberfall, an einem Sonntage sitze ich im „Goldenen Löwen“ in der Hinterstube, wo sich in der Regel zwischen 5 und 7 Uhr nachmittags etwa ein Dutzend Gäste nach und nach einfanden. Gewöhnlich war ich zuerst da, weil ich mich

dann ungestört der Lektüre einer amerikanischen Zeitung, die ein in Amerika weilender Sohn des Hauses regelmäßig in seine Heimat sandte, hingeben konnte. Bekanntlich fallen diese Zeitungen auf durch die Größe ihres Formats, welchen Umstand ich um deswillen erwähne, weil er wenige Augenblicke später für mich eine praktische Bedeutung gewinnen sollte. Während ich nämlich ganz vertieft mein Blatt studiere, bemerkte ich zu meinem Unwillen, wie schon ein zweiter Gast eintreten will, und aus Erfahrung weiß ich, daß an ein Weiterlesen nicht mehr zu denken ist. Meine Zeitung ein wenig beiseite schiebend, will ich mir den unwillkommenen Störenfried betrachten, als ich zu meinem unbeschreiblichen Schrecken in dem Türrahmen die herkulische Gestalt eines Mannes vorfinde, eines Menschen, den ich am allerwenigsten erwartet hätte — es ist der Ehemann der von mir „behandelten“ Frau. Gegen diesen war ich nur ein Knirps, und jeder Kampf mit ihm wäre für mich aussichtslos gewesen. Also denke ich an Flucht. Zunächst vertrock ich mich hinter meine Zeitung, die schwache Hoffnung hegend, vielleicht hat er dich nicht erkannt. Rasch überlege ich, wie ich im Falle eines Angriffs meine Flucht bewerkstelligen könnte, da die einzige vorhandene Ausgangstür vorläufig durch meinen furchtbaren Gegner, denn nach Lage der Sache mußte ich ihn für einen solchen halten, versperrt war. Bald stellt sich heraus, daß meine Hoffnung, unerkannt zu sein, eine trügerische ist; mit schweren Tritten kommt der Gefürchtete auf mich zu, und in unmittelbarer Nähe faßt er Posto. In zusammengeduckter Stellung luge ich ich hinter meiner Zeitung nach oben, jeden Augenblick eine auf mich niedersausende Faust erwartend. Mein Entschluß war, nach dem ersten Schlag, den ich vielleicht durch geschicktes Parieren abzuschwächen vermöchte, schlennigt hinter den Tisch herum oder mit einem Satz über denselben durch die Türöffnung zu verschwinden. Aber die gefürchtete Katastrophe tritt nicht ein, und ich traute kaum meinen Ohren, als er mir mit ruhiger Stimme einen „G'n Tag, Herr Lehrer!“ bietet. Vorsichtig schiebe ich mein Blatt ein wenig zur Seite und recke meinen Kopf wieder etwas höher, ähnlich wie eine ins Gehäuse sich zurückgezogene Schnecke tut, wenn sie keine Gefahr mehr wittert. Ein nichts weniger als feindseliger Blick läßt mich noch mehr wachsen und zu meinem Erstaunen richtet der Mann an mich die Worte: „Herr Lehrer, ich möcht mich nur schec bei Ihne bedanke, daß Se meiner Fraa emol so geherig ihre Wichs gewwa hamwa, ich jog der Ihne, di is seitdem so zahmche wie noch nie!“ Ein Vierteljahr später begegnete mir derselbe Mann auf der Straße, und mich vertraulich-höflich grüßend, redete er mich, dabei mit den Augen zwinkernd, an: „Herr Lehrer, wenn Se niz dageje hamwe, will ich Ihne wieder emol mei Fraa schick, mit dem Dos is's werkllich net meh zum Aushalte!“ Lächelnd winkte ich ab.

Gemeinnütziges.

(S a m m t z u w a s c h e n.) Zwei Rindsgallen werden mit etwas Honig und Seife in weiches Wasser getan, gekocht und fleißig umgerührt. Der Saft wird auf

ein reines, angefeuchtetes Brett gelegt und mit obiger Mischung mittelst eines Lappchens ziemlich stark befeuchtet; darauf wickelt man denselben auf ein Mangelholz und rollt ihn, bis der Schmutz verschwunden ist; alsdann wird er durch reines Wasser gezogen, nochmals gerollt und endlich aufgehängt. Mit in Wasser geweichter und aufgelochter Hausenblase wird der halb trockene Saft naß gemacht, zwischen ein Tuch geschlagen, so lange bis er trocken ist, gerollt und zuletzt mit einem Tuche wieder aufgerieben.

(Leim, welcher seine Bindekraft in der Nässe nicht verliert.) Man kochte 8 Lot Tischlerleim mit 1 Pfund Wasser zu einem starken Leim, seche dann 90 Gr. Leinölsirniß bei und kochte noch einige Minuten unter starkem Umrühren.

(Blutstillung.) Für kleinere, stark blutende Wunden, z. B. Fingerschnitte, ist heißes Wasser ein ganz gutes Blutstillungsmittel. Dasselbe darf nicht kochen, muß aber ziemlich nahe zum Siedepunkte erhitzt sein. Man taucht etwas Watte, ein zusammengeballtes Leinlappchen oder dergl. in das Wasser und legt es auf die Wunde. Wie gesagt, ist dieses Mittel aber nur für kleine Wunden anwendbar.

Weber's Moderne Bibliothek.

Ausrierte Sammlung bester Romane und Novellen aus der Feder beliebter Autoren. Alle drei Wochen ein abgeschlossener Band von 128—160 Seiten. Preis des Bandes 20 Pfg. (Otto Weber's Verlag, Heilbronn a. N.) Von der allgemein beliebten, hübsch ausgestatteten Sammlung, die zu einer der besten und preiswürdigsten 20 Pfennig-Bibliotheken gezählt werden darf, sind bis jetzt 62 Bände erschienen, durchweg mit anerkannt gutem, interessantem Inhalt, der jedem Geschmack Rechnung trägt. Weber's Moderne Bibliothek ist daher als angenehme Unterhaltungslektüre für die Reise und fürs Haus Jedermann zu empfehlen. Wer dieselbe einmal kennen gelernt hat, ist ständiger Käufer.

— Einen schönen Schmuck, auch für kleine Gärten, bilden die Stein- oder Felspartien, die mit den verschiedenen Alpenpflanzen besetzt werden. Die Bepflanzung der Steinpartien behandelt ein Aufsatz in der neuesten Nummer des praktischen Ratgebers. Es wird dort der Aufbau von Felspartien erklärt und durch Bilder erläutert. Es soll niemals Erde, sondern kleine Steine, Bauschutt oder Schlacke zum Unterbau verwendet werden, damit ein guter Wasserabzug erzielt wird. Erst auf diesen Unterbau bringt man eine Mischung von Komposterde, Sand und Torfmull. — Als schönste Alpenpflanzen werden in dem Aufsatz beschrieben: Die Alpennelke (*Dianthus alpinus*), die Alpenfilene, der Thymian (*Thymus Serpyllum*), die schönen Steinbrecharten und andere. Da alle Alpenpflanzen in ihrer Heimat feuchte Luft genießen, ist ein öfteres Ueberbrausen der Steinpartien notwendig. Die Nummer mit dem oben erwähnten Aufsatz wird Interessenten auf Verlangen gratis und franko vom Geschäftsamt des praktischen Ratgebers im Obst- und Gartenbau in Frankfurt a. D. zugesandt.

